

Aus aller Welt.

Sehr anständig. Der Gewinner eines Viertels vom großen Loos der letzten gezogenen Preussischen Klassenlotterie, der Gastwirth H. in Althütte bei Schönlank (Kreis Garmisch), hat zwei Briefträger seines Ortes je 5000 M. geschenkt. Die beiden Bedienten hatten nämlich als Mitspieler an dem Glücksloos die ersten vier Ziehungen begahlt, traten jedoch ihres Peches wegen vor der Hauptziehung vom Weiterspielen zurück.

Der wiedergefundene Trauring. Die Gattin eines Handwerksmeisters in einem Vorort bei Weiden hatte vor Weihnachten den Verlust ihres Trauringes zu beklagen. Sie suchte das Kleinod in allen Ecken und Enden, inserirte und frag auf der Polizei nach, es war aber alles vergebens, der Ring blieb verschwunden. Als die Frau kürzlich beim Kaffeetisch saß und kräftig in ein Stück selbstgebackenen Stollen hineinbiß, merkte sie plötzlich einen harten Gegenstand in dem süßen Gebäck, und siehe da, der langvermißte Trauring wurde aus dem Stollen zutage gefördert. Er war beim Teigwirken unbedeutend in den Teig gelangt.

Folgen einer unglückigen Wette. In Darmstadt im Dablauser Kreise kamen mehrere junge Menschen auf den unglückigen Gedanken, zu erproben, wie lange man auf dem Kopfe stehen könne. Ein Meier erklärte sich bereit, eine halbe Stunde lang diese Stellung einzunehmen, und schloß eine Wette ab. Auf die Arme gestützt und die Beine an eine Wand gelehnt, vermochte er sich wirklich eine halbe Stunde lang in dieser Lage zu halten. Bald darauf wurde er ohnmächtig, und als der Unglückliche erwachte, verlief er in Tobsucht. Man veranlaßte, der „N. Hart. Ztg.“ zufolge, seine Ueberführung in das Kreiskrankenhaus und steckte ihn in die Zwangsjacke; aber sein Zustand schien sich nur noch zu verschlimmern, und die Zwangsjacke war für ihn nicht stark genug. So mußte der Bedauernswürthe, welcher für den in anhaltender Stimmung begangenen Leichtsinns so schwer bestraft ist, nach Altenberg ins Irrenhaus transportirt werden, ohne daß für seine Heilung Aussicht vorhanden ist.

Verhängnisvoller Vifor. Ein literarisch interessanter Prozeß ist dieser Tage von der ersten Kammer des Pariser Civilgerichts entschieden worden. Georges Chnet, der bekannte Pariser Romanist, hatte in seinem Roman „Der Giftverkäufer“ einen Heldzug gegen den Alkoholismus geführt. Der Held des Romans heißt Vernier, war Fabrikant von Viforen und sein Aprikosenlikör „Abricotine“ war eines der argsten „Gifte“, mit dem Vernier die Menschheit heimlich vergiftete. Nun aber meldete sich der wirkliche Viforfabrikant Garnier, der seit Jahren einen, wie er behauptet, sehr milden und bekömmlichen Aprikosenlikör unter dem Namen „Abricotine“ erzeugt und dafür enorme Bekanntheit gemacht. Herr Garnier erklärte sich durch den ähnlichen Namen „Vernier“ beleidigt und durch den Gebrauch des Namens „Abricotine“ in seiner Schutzmarke geschädigt. Chnet hatte natürlich von der Existenz des wirklichen Herrn Garnier und seines wirklichen „Abricotine“ keine Ahnung gehabt, aber das Gericht verurtheilte ihn doch zu 500 Fr. Schadenersatz und verbot den weiteren Verkauf des Romans, wenn die Bezeichnung „Abricotine“ darin vorkäme. In seinen Urtheilsgründen billigte das

Gericht dem Dichter ohne weiteres den guten Glauben zu, erklärte es aber als eine grobe Fahrlässigkeit, daß er bei einem solchen Tendenzroman sich nicht im Verzeichnisse der Schutzmarken informiert habe, um die Nennung und Schädigung einer wirklich existirenden Marke zu vermeiden.

Riesenheirath. In Frankreich erregt gegenwärtig ein Riese namens Baptiste Hugo großes Aufsehen, im wirklichen und im übertragene Sinne des Wortes. Der Franzose Hugo kann dem Ruffen Nachkomme sein und offen ins Aulitz schauen, und beide zusammen verkörpern die riesige Freundschaft, die zwischen Frankreich und Rußland herrscht. Um nicht allein durchs Leben zu schreiten, hat sich Hugo jetzt eine Braut zugelegt, natürlich auch in Riesenformat; die Braut heißt Agnes Voen, ist 20 Jahre alt, stammt aus Newyork und ist die Tochter eines reichen Landwirths. Bald nach ihrer Verheirathung wollten Baptiste Hugo und Agnes Voen die Riesenmutter beantragen, die ein vor 3 Jahren verstorbener Millionär in Rouen für riesenhafte Ehepoare hinterließ, um die Welt mit einem neuen Riesenpaar zu beglücken. Baptiste Hugo und Agnes Voen dürften jedoch mit ihren Ansprüchen zu spät kommen, denn die Stadt Rouen hat, in gütlicher Uebereinkunft mit den natürlichen Erben des merkwürdigen Erblassers die Erbschaftsfrage so geregelt, daß für Riesen dabei nichts mehr abfällt.

Memoiren eines Hochstaplers. Der internationale Hoteldieb Manolesco, über dessen Hochstapeleien wir mehrfach ausführlich berichtet haben, ist nunmehr in der rumänischen Hauptstadt Bukarest eingetroffen. Er befindet sich auf freiem Fuß, da ihn die Wiener Behörde, wie berichtet, aus der Haft entlassen, gleichzeitig aber des Landes verwiesen hat. Manolesco war, wie unsern Lesern noch erinnernlich sein dürfte, im Juli v. J. aus der städtischen Irrenanstalt Dersberge ausgebrochen und in Zinsbruck festgenommen worden. Seitens der deutschen Behörde wurde kein Auslieferungsverlangen gestellt, da Manolesco als „Geisteskranker“ hier keine Strafe zu verbüßen hat.

Die Tanzreformatorin. Mrs. Isadora Duncan, die berühmte amerikanische Tänzerin, hat nunmehr die griechische Hauptstadt verlassen, nachdem sie dort nicht nur durch ihre Bestrebungen im Interesse der Wiedereinführung altgriechischer Tracht, sondern auch durch ihre Kunst auf der Bühne des königlichen Hoftheaters viel Aufsehen erregt hatte. So wurde denn auch Mrs. Duncan's Abreise von Athen von zahlreichen Neugierigen beobachtet. Um die schöne Tänzerin und ihr Gefolge zum Bahnhof zu bringen, waren mehrere Equipagen nöthig, denn Isadora Duncan wird jetzt von einem „byzantinischen Sängerkhor“, den mehrere Jünglinge und Knaben bilden, begleitet. Sämmtliche Reisende tragen bei der Abfahrt trotz der in Athen herrschenden empfindlichen Kälte Sandalen an den bloßen Füßen. Der „Chor“ war in dunkelblaue, antike Gewänder gekleidet. Die jungen Sänger saßen trotz der leichten Bekleidung sehr zufrieden aus: erhalten sie doch außer freier Verköstigung und freier Reise ein ganz nettes Gehalt. Mrs. Duncan wird zunächst in Deutschland Vorstellungen geben und geht im Frühjahr in Amerika zu gastiren.

Die Suggestion in der Schule. Daß beim Unterricht der Kinder auch die Suggestion in Frage kommt, zeigte G. H. Archibald in einem Vortrag, den er dieser Tage in einem Londoner

Erzieherversamml. Kinder können leicht durch Suggestion beeinflusst werden. Aber diese Empfänglichkeit nimmt ab, wenn das Kind älter wird. Vor kurzem wurde in einer Schule ein Versuch gemacht, bei dem dies deutlich zutage trat. Ein Lehrer erzählte den Kindern von verschiedenen Wohlgerüchen und sagte dann, er würde etwas im Zimmer versperren. Er verspritzte reines Wasser, und 95 v. H. der 13jährigen Kinder erklärten, daß sie Parfüm riechen. Von den 10jährigen Kindern glaubten dagegen nur 50 v. H. etwas zu riechen. Bei einem anderen Versuch wurde von bitterem Chinin gesprochen und den Kindern gesagt, man würde ihnen etwas auf die Zunge streuen. Man gab ihnen reines Wasser, aber von 288 Kindern erklärten 218, einen bitteren Geschmack zu haben.

Die Noth der Arbeitslosen ist in London wohl noch in keinem Winter so groß gewesen wie in dem diesjährigen. In der Neujahrsnacht vertheilte die Heilsarmee in der Suppenküche nicht weniger als über 2000 Portionen Suppe nebst Brod an Arbeitslose. Eine derartige Vertheilung findet unter der nöthigen Aufsicht von Heilsarmeebeamten und Polizisten jede Nacht um 2 Uhr statt. Diese Zeit ist gewählt worden, weil festgestellt ist, daß gerade in den Morgenstunden zwischen 2 und 4 Uhr die meisten Selbstmorde mittelloser Unbeschäftigter stattfinden. Für viele Leute ist diese unentgeltlich dargereichte Gabe das einzige Essen, das sie innerhalb 24 Stunden genießen. Der Zustand, in dem sich die bedauernswürthen Leute befinden, macht auch die Gegenwart von Ärzten nöthig. In der letzten Woche sind nämlich nicht weniger als 17 Leute vor Erschöpfung ohnmächtig zusammengebrochen, ehe ihnen die Speise ausgehändigt werden konnte. Ein ganz besonders trauriger Fall war in der Neujahrsnacht zu verzeichnen. Ein anständig gekleideter Mann brach zusammen und war erst nach stündlicher ärztlicher Bemühung wieder zum Bewußtsein zu bringen. Es stellte sich heraus, daß der Unglückliche ein hochbegabter, viele Sprachen sprechender Mann war, der bis vor kurzem in einem großen Geschäft die Stelle eines Korrespondenten inne hatte, aber wegen Einschränkung des Geschäftsfalles entlassen wurde. Wochenlang suchte er vergeblich auf Grund seiner guten Zeugnisse eine andere Stelle, bis schließlich der letzte Penny verkehrt war und die Suppe der Heilsarmee seine einzige Nahrung bildete. Der Betreffende befindet sich jetzt im Hospital, während die Heilsarmee bemüht ist, für ihn eine Stelle zu finden. Unter den Gästen, die sich in der Neujahrsnacht in der Suppenküche eingefunden hatten, fiel die große Anzahl derjenigen auf, die schwarzen Rock und Cylinder trugen, ein Zeichen dafür, wie wenig empfehlenswerth es für junge Kaufleute ist, unter den heutigen Verhältnissen ihr Glück in London zu versuchen.

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes sofort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des Wiesbadener Generalanzeiger.

Nach beendeter Inventur
offerire ich sämtliche vorräthigen
Costumes, Mäntel, Morgenröcke,
Blusenröcke, Blusen etc.

mit großer Preisermäßigung

== teilweise zur Hälfte. ==

Langgasse 20. **J. Hertz,** Langgasse 20.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“.*

Nr. 9.

(2. Beilage)

Dienstag, den 12. Januar

1904

Der rothe Hof.

Kriminal-Roman von Adalbert Reinold.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Will es mir überlegen“, sagte er zum Abschied, — „und was an Dir ist, Steffen, plaudere nicht, es würde sonst vor den Leuten aussehen, als habe Dein Jochen meiner Martha einen Korb gegeben, aus den beiden soll ein Paar werden, will es mir überlegen, läßt wohl von Deiner Forderung noch ab.“

„So schieden wir voneinander, — ich habe den Hofbauern vor dem unglücklichen Tode seiner Stieftochter nicht wieder gesehen. Zu spät bereute er, nicht lieber alles hingeeben zu haben, — aber ich weiß nicht, ernst wird es ihm mit solchem Gerede nicht gewesen sein, die Martha war einmal tot und er hatte den Hof weg.“

Der Advokat hatte aufmerksam zugehört, er hatte gespannt jedes einzelne Wort beachtet, das der alte Steffen sprach; — sein Herz pochte, er glaubte, seinem Ziel um ein gutes Stück näher gerückt, denn zwischen den Worten des Bauern lag ein neuer Verdacht gegen Hartmann, — Steffen nannte diesen geradezu einen Anasser, einen Fuchs.

„Bauer“, begann Dr. W., als Steffen geendet hatte, „ich habe Euch schon gesagt, und Ihr wußtet es ja auch schon, daß in der noch ganz dunklen Mordgeschichte eine plötzliche Wendung eingetreten ist, — der Betteljakob hat sich als Mörder gestellt und behauptet, der Förster Schwarz sei unschuldig.“

„Ihr seid als ein Ehrenmann im ganzen Lande bekannt“, sagte langsam Steffen und ergriff die Hand des Advokaten, — „hört denn meine Meinung. Ich, als schlichter Bauer, der aber besser die Verhältnisse kennt, wie die Herren hinter den grünen Tischen in R. und in Hannover, ich habe niemals an des jungen Schwarz Schuld geglaubt, — aber daß der Betteljakob die Martha getötet, das glaube ich erst recht nicht. Es liegt da etwas anderes zugrunde, etwas, wohinter man nicht kommt.“

„Habt Ihr irgend einen Verdacht, eine Vermuthung?“ fragte Dr. W.

„Wenn ich sie hätte, würde ich sie niemals gegen keinen Menschen aussprechen“, war die Antwort.

Der Anwalt befaß sich einen Augenblick.

„Ihr kennt den Betteljakob?“ fragte er dann.

„Wie meinen Jochen, habe den armen Jungen ja ganz zu mir nehmen wollen, aber das Bagabundieren steckt in ihm, ist ihm angeboren; mitten in der Nacht klettert er vom Heuboden herunter und läuft, als triebe ihn ein böser Geist, über Feld und Flur, bis seine Beine ermüdet ihn nicht weiter tragen, dann schläft er einige Stunden, wo er zukommt.“

„Der Mensch ist also vollständig wahnsinnig?“

Der Bauer rieb sich die Stirn; — „der Junge ist gescheit genug, aber er hat nichts gelernt, hat von Kindheit auf herumgestrolcht und hat die Manieren von wilden und zahmen Thieren angenommen, die seine liebsten Freunde sind.“

„Ihr sagt, er sei nicht toll, — und doch gibt er sich für den Mörder Marthas aus!“

„Er ist nicht toll, — ich sage es noch einmal, — wirr mag er handeln, laiderwelsch mag er sprechen, und seine Augen mögen, was sie sehen, anders auffassen wie andere Menschen, die wie Menschen erzogen sind, das alles mag sein, — deshalb ist mir seine Selbstanklage auch unerklärlich.“

Der Advokat war aufgestanden, er griff schon nach seinem Hut, — da schien ihm noch etwas einzufallen.

„Erinnert Ihr Euch genau des Unglücks, durch das der selige Wendel zu Tode kam?“ fragte er.

„Ganz genau, — er gerieth in den Moorsee, als er Abends von der Stadt zurückkam.“

Steffen schwieg.

„Als er nicht weiter sprach, fragte Dr. W.: „Habt Ihr nie gehört, daß das Moorgespinnst das Pferd erschreckte und der Wagen auf diese Weise in den Sumpf gerieth?“

„Habe davon gehört, jedes Kind erzählt es in der Gegend dem andern nach. „Ja, ja“, meinte ernst und bedächtig der alte Steffen, — „über den rothen Hof und den Moorsee ließ sich ein Buch machen, der neue Bauer, mein Sohn, hat einen Knecht, der weiß Teufelszeug genug darüber zu erzählen.“

„Kennt der den rothen Hof?“

„Er hat bis zu der Mordthat, dem Tode Marthas, bei Hartmann gedient und ist dann hierher auf meines Sohnes Hof gekommen.“

„Gespinnst- und Spukgeschichten will ich nicht wissen“, lächelte Dr. W., „und sämtliche Domestiken sind gleich nach der That und später auch als Zeugen vernommen worden.“

„Verlohten sich doch vielleicht der Mühe, wenn Sie einmal mit ihm sprächen, Sie kennen doch das Landvolk, was sie vor den Gerichtsherren nicht auslagen, erzählen sie untereinander beim Rübenschneiden. Soll ich nachsehen, ob er zu Hause ist?“

Dr. W. willigte gern ein; — ja, er kannte das Landvolk, er erfaß aus der ganzen Mittheilung des alten Steffen, daß er noch nicht alles erfahren, daß der alte Bauer selbst mit einem Etwas hinter dem Berge hielt, er hatte es vielleicht auf der Zunge, aber es wollte nicht herunter. Mit hastigen Schritten durchmaß der Advokat das Zimmer; — er war aufgeregter wie selten, stand er vor einer wichtigen Enthüllung, vor Entdeckung des wahren Mörders?

Der alte Steffen trat nach wenigen Minuten wieder ein, gefolgt von dem Knechte, welcher auf dem rothen Hofe gedient hatte.

„Das ist der Herr Dr. W., wie ich Dir schon gesagt habe, der Advokat des Försters Schwarz“, erklärte der alte Bauer dem Knecht, „der Herr möchte von Dir wissen, wie es auf dem rothen Hofe zugegangen ist.“

Der Anwalt erinnerte sich jetzt, denselben Menschen beim Zeugenverhör gesehen zu haben; er war damals ängstlich und zurückhaltend gewesen, aber einer derjenigen, welche zuerst den Betteljakob erblickten und dann an den Moorsee eilten.

Dr. W. erklärte dem Knecht kurz, weshalb er gekommen, daß der Betteljakob sich als Mörder angegeben, daß dieser es aber unmöglich sein könne.

Geduldig mußte der Advokat eine lange Geschichte anhören: wie es überhaupt auf dem rothen Hofe und am Moorsee nicht geheuer sei; aber durch diese Mittheilungen wurde der Knecht auch zugleich redseliger und schloß mit den Worten: „Der Herr Doktor hat ganz recht, der Betteljakob hat die Martha nicht ermordet.“

„Woher weißt Du denn das so bestimmt?“

„Um, hm“, meinte der Knecht, „der Jakob ist ein guter Junge und hat die Martha lieber gehabt als der Förster selber, der doch das hübsche Mädchen nehmen wollte ohne einen Großen Mitgift!“

„Hast Du das erfahren?“ fragte der Advokat.

„Habe die beiden einmal zufällig im Birkenwäldchen belauscht, da sprachen sie über den Stiefvater Marthas und daß er ein Geizhals sei, und Martha hat ihren Geliebten, mit dem Freien um sie zu warten, bis sie mündig wäre, darauf erwiderte der Förster, sie solle mit ihm kommen in sein Haus, er verlange nichts, keinen Großen, als sie allein. Nein“, fügte der Knecht hinzu, „weder der Jakob noch der Förster sind die Mörder, der ist wohl am Ende ganz anderwärts zu suchen.“

Der Mensch kennt ihn, — sagte sich Dr. W., wie aber ist seine Zunge zu lösen?

„Du bist als Zeuge vernommen“, wandte er sich wieder an den Knecht, „warum hast Du damals nicht diese Meinung geäußert?“

„Ehrlich gesagt, Herr Doktor, ich war vor Gericht ganz wirr, — dann auch sagte man mir, der Schmied sei dem Förster begegnet, habe ihn deutlich erkannt, an dem Kolben seiner Wäsche, mit welcher er dem Mädchen den Hirnschädel eingeschlagen, sei auch das Blut entdeckt worden. Die Herren waren ja ihrer Sache vollkommen sicher, was sollte ich da noch sagen. Und dann fürchtete ich mich auch; der Grobknecht meinte, wonach wir nicht gefragt werden, darüber laß uns nur den Mund halten, sie stecken uns auch vielleicht sonst noch in den Käfig.“

„Auf wen geht denn Dein Verdacht?“ fragte rasch der Anwalt.

Der Knecht blieb ihm die Antwort schuldig — er wußte nicht, ob er sprechen sollte oder nicht.

„Befandest Du Dich an dem Mordabend auf dem Hofe?“

„Ja, ich war mit den andern in der Küche.“

„Hast Du bemerkt, daß der Hofbauer, ehe der Betteljakob um Hilfe rufend auf den Flur gestürzt kam, immer in der Wohnstube gewesen ist und diese nicht verlassen hat?“

Das Gesicht des Knechtes nahm bei dieser Frage eine sonderbare Miene an, dann pläzte er plötzlich mit den Worten heraus:

„Also Ihr glaubt auch, daß der Hofbauer selber —“ — erschrocken hielt er inne.

„Seine Stieftochter ermordet hat, um in ungetheilten Besitz des rothen Hofes zu kommen? — Ja, das glaube ich!“ vollendete ruhig der Advokat die abgebrochenen Worte.

„Nun, dann soll es heraus, was ich weiß“, rief der Knecht, — „mögen sie mich zehnmal jetzt einstecken, was wahr ist, ist wahr und was ich gesehen habe, kann ich vor dem lieben Gott selbst behaupten.“

Und er erzählte weiter:

„An dem Mordabend saß das Hausgesinde in der Küche, wir sprachen davon, wo wohl die Martha sein könne? Das arme Mädchen dauerte uns, sie war die Güte selber und ertrug die schändliche Behandlung der Zuhälterin ihres Stiefvaters mit wahrer Engelsgebulb. Am Morgen war sie fortgegangen, niemand wußte, wohin. Der Hofbauer hatte anspannen lassen und war ausgewiesen, sie zu suchen, auch der Grobknecht und ein Junge hatten im Dorfe und im Seidekrüge nachfragen müssen, aber die Martha war nicht aufzufinden gewesen. Der Hofbauer war seit einer kleinen halben Stunde im Wohnzimmer bei der Wirthschafterin, mit der er, wie wir alle wußten, zubielt. Während wir so zusammen sprachen, begann ein Pferd im Stall laut zu wiehern, dann entstand ein Kettengerassel. Die Gretche hat sich gewiß wieder losgemacht, sagte ich, ich will einmal nachsehen. Um in den Stall zu kommen, mußte ich entweder auf den Hof hinaus, von wo außen eine Eingangsthür war, oder ich konnte von dem großen Flur aus durch eine Stallthür gehen, — vor dieser stand aber noch der Stuhlwagen, auf dem der Bauer erst vor gut einer Stunde zurückgekommen war; — ich ging deshalb über den Hof hinaus zum Stall. Licht brauchte ich nicht, die Pferde konnten mich auf bloßes Zurufen, — wirklich hatte sich die Schimmelstute wieder losgemacht und war über den Baum zu dem Seitenpferd gegangen. Ich machte das Pferd fest und wollte gerade aus der Stallthür, als sich die Seitenthür des Hauses leise öffnete; eben dies vorsichtige Deffnen fiel mir auf und ich blieb, durch die Thürspalte lauschend, stehen. Der Hofbauer kam zum Vorschein, er legte die Thür ganz leise wieder in die Klinke, sah sich nun links und rechts um und ging dann bedächtig an dem Hause hin, nach der Auffahrt. Ich erkannte ihn genau, denn er war kaum zehn Schritte von mir aus der Thür gekommen. Was hatte er vor? — Es war sonst nicht seine Art, Thüren so vorsichtig zu öffnen, mit so bedächtigen Schritten zu gehen. — Ich wollte ihm anfänglich nachspüren, doch bejaunt ich mich und dachte: was sollte er wollen, was geht es

auch Dich an? Ich trat deshalb in den Stall zurück, überzeugte mich, daß alles in Ordnung war und wollte nun in die Küche gehen.

Ich hatte schon die Klinke in die Hand genommen, als mir wieder der Gedanke kam, wohin der Hofbauer nur gegangen sein könnte? Er ist noch nicht zurück, dachte ich, freffen kann er Dich nicht, sollst einmal um das Haus gehen; aber nirgends war von dem Hofbauern eine Spur zu sehen, ich stieß gegen die große Einfahrtsthür, sie war von innen fest zugeriegelt, auch die Nebenthür am Ende der Hausfront war geschlossen, wohin konnte er sein?

Unser Kettenhund stand gegen seine Gewohnheit vor seiner Hütte, am Abend lag er stets darin, er kannte meinen Tritt und schlug deshalb nicht an; als ich ihm nahe kam und ihn streichelte, spürte er den Weg zum Moorsee hinab. Irigendwo muß er doch stehen, dachte ich und blieb neben dem Hund stehen; es war ein schweres Gewitter gewesen, es regnete noch, der Himmel war so schwarz, als wenn Donner und Blitz jeden Augenblick zurückkommen würden. Zehn Minuten mochte ich gestanden haben, als der Hund plötzlich zu winseln anfing und an mir herauf sprang, fast im selben Augenblick hörte ich einen Ruf, der ganz sonderbar tönte und mich grausen machte. — Er war, als ob ein Mensch einen Schrei hätte ausstoßen wollen, eine Hand ihm aber in demselben Augenblick die Kehle zuschnürte, — es war kein Hilferufen, kein Jammerlaut, es war ein Ton, der wohl von einem Menschen, wie von einem Thiere kommen konnte, dem der Todestoß verfeht wird. —

Der Hund neben mir schlug jetzt ein heulendes Gebell an, — er sprang wild in die Kette, als wollte er sie zerreißen und strebte dem Weg zu, der zum Moorsee führte. Von dorthier war auch der Weheruf gekommen; — ich stand einen Augenblick ungeschlüssig, dann bejaunt ich mich und ging den Weg hinunter. Aber alles war jetzt still, kein Laut war zu vernehmen, nur der Regen schauerte wieder stärker herab. Ich ging dicht unter der Rothdornhecke hin, welche das Feld vom Wege trennt; — der Weg biegt hier etwas links ab, — gerade als ich diese Biegung passierte, ging auf der andern Wegseite ein Mann in raschem Schritt an mir vorüber, — er eilte förmlich und mußte mich nicht gesehen haben, das Abenddunkel, die hohe Dornhecke verbargen mich völlig. Kein anderer war es, als der Hofbauer Hartmann; — ich stuchte und blieb stehen, dann horchte ich wieder; — da sich nichts hören ließ, folgte ich dem vorbeigekommenen Mann.

Ich nannte mich fast einen Thoren, daß ich mich durch das vorhin gehörte Geschrei so erschrecken ließ; — Nachtvögel stoßen oft ein widerliches Geheul und Gefrächze aus; ein durch das Gewitter vom Nest zurückgehaltener Nachzügler mochte seine Ankunft gemeldet haben, — was konnte es sonst gewesen sein? — An das Moorgespensst glaubte ich nicht, denn so oft ich auch Abends spät, ja mitten in der Nacht an dem verurufenen Gewässer vorübergekommen war, niemals hatte ich etwas gesehen, noch gehört. Unter solchen Gedanken folgte ich dem Manne, dieser ging auf den Hof, er ging links um das Haus, — als ich beim Hause anlangte, war er verschwunden. Ich ging jetzt nicht sogleich ins Haus, sondern sah vorher nochmals im Stall nach, dann erst trat ich ein und zu den andern in die Küche.

Ich wollte mittheilen, was mir draußen begegnet war, — einer der Knechte erzählte gerade irgend einen losen Streich — „gleich kannst Du das Wort bekommen“, sagte er, „laß mich erst aussprechen.“

„Hast Du den Hund heulen hören?“ fragte mich ein als furchtjam bekanntes Mädchen.

Ich kam nicht mehr zu meiner Mittheilung, denn mittlerweile pochte es an die große Thür, die Stimme des Betteljakobs rief laut um Hilfe, um Einlaß.

So ist es der gewesen, dachte ich bei mir selber. Der Betteljakob, als wir ihn einließen, zitterte wie Espenlaub, er jammerte, am Moorsee wehklage es, das Moorgespensst habe wieder einen Menschen hinabgezogen. — Alle rannten durcheinander, ich ging zum Bauern in die Wohnstube. Als ich eintrat, wurde ich mit mir selbst uneins, Hartmann saß in Hemdsärmeln und schrieb, er hatte schon, das sah ich, ein langes Blatt vollgeschrieben; — als er aufblickte, erschraf ich vor seinen Augen, — sonst konnte man sie kaum sehen, jetzt blickten sie mich ganz starr und groß an. — „Was willst Du“, fragte er mich. Ich sagte ihm, was der Betteljakob berichtet; — „nun, da soll rasch nachgesehen werden, es kann ja irgend ein Unglück sein“, rief er.

(Fortsetzung folgt.)

Sicher und schmerzlos wirkt das **echte Badlauer'sche Säuer-Augenmittel**. Fl. 60 Pf. Nur echt mit der Figma: **Kronen-Advokaten**, Berlin. Depot in den meisten Apoth. u. Drogerien. 1326/58

EINST UND JETZT

Das Urbild des Fra Diavolo.

Der echte Fra Diavolo hat mit dem Gelden der Auberischen Oper nur den Namen gemein. Er war ein Guerillachef in Kalabrien und sein eigentlicher Name Michael Pozza. 1760 in einem kalabrischen Orte geboren, erlernte er die Strumpfwirkerlei, wurde wegen schlechter Streiche von seinem Lehrmeister fortgejagt und floh nun zu einer Räuberbande, unter der er bald wegen seiner Kühnheit und Grausamkeit großes Ansehen gewann. Als ihr Hauptmann wurde er in dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts der Schrecken des Landes und erhielt seinen Beinamen „Bruder Teufel“. Sein Aussehen war überaus wild und ein buschiger Bart, der fast das ganze Gesicht bedeckte, machte ihn noch furchtbarer. Um seine Schultern, manchmal auch um den Kopf trug er ein Tierfell. In seinem Gürtel steckten außer den Pistolen noch ein langes Messer und ein scharf geschliffener Dolch, an seiner Seite hing ein großer Säbel, auf seinem Rücken ein Karabiner. Trotz seiner vielen Greuelthaten erhielt der Räuberhauptmann 1799, weil er sich bei dem Einrücken der Franzosen für den König von Neapel erklärte, nicht allein Amnestie, sondern auch den Charakter eines Obersten und organisierte als solcher in königlichen Diensten ein Regiment. Als 1806 die Franzosen wieder in Neapel einrückten, zog er sich nach Gaeta zurück. Wegen schlechter Aufführung vom Prinzen von Hessen von dort vertrieben, begab sich Fra Diavolo nach Palermo und trat dort in Verbindung mit dem englischen Admiral Sir Sidney Smith. In dessen Auftrage insurgierte der Räuberchef Kalabrien und machte sich den Franzosen so furchtbar, daß sie einen hohen Preis auf seinen Kopf setzten. Fra Diavolo war von allem, was vorging, so genau unterrichtet, daß er lange Zeit allen ihm gelegten Schlingen entging. Mancher Prahler, der am Abend beim Wein geschworen hatte, ihn zu treffen, wurde am andern Morgen in seinem Blute tot gefunden. Einen Feind, der bei einem Rendezvous mit Sir Sidney Smith nach Fra Diavolo geschossen und den hinter ihm stehenden Hornbläser getötet hatte, ließ der Schreckliche lebendig verbrennen. Endlich wurde er durch Verrat gefangen genommen und in Neapel am 10. November 1806 gehängt. Diese höchst unsympathische Persönlichkeit, von der ein Zeitgenosse sagt, daß sie weder in ihren Gesichtszügen, noch in ihrem Benehmen etwas Menschliches gehabt habe, hat dem Opernhelden den Namen geliehen, der romantisch genug klingt. Aber das ist auch außer dem an ihm geübten Verrate die einzige Ähnlichkeit. Das eigentliche Urbild des Scribe-Auberischen Fra Diavolo war der von Prosper Mérimée als „der Spiegel des Gelden der Landstraße“ verherrlichte spanische Räuberchef Jose Maria, genannt „El Tempranito“, der „Frühau“, der um 1830 Andalusien unsicher machte. Auf ihn passen die Worte des Libretto:

„Seht ihr auf steilen Höh'n
Den Mann von edler Bildung steh'n?“

und

„Den Feind, den er bedroht
Greift gewiß ein sicherer Tod.
Bei Mädchen jung und fein
Soll er sehr artig sein.
Wenn eine ihn gesehen,
Kann sie nicht widersteh'n.“

Auch trifft bei ihm die Schilderung zu, welche Fra Diavolo in der Arie des dritten Aktes von sich gibt und derzufolge er als eine Art Karl Moor erscheint, der den Reichen ein Schrecken, den Armen ein Wohltäter ist. „Jose Maria“, schrieb Prosper Mérimée, ist schön, tapfer, höflich. Wenn er einen Postwagen anhält, versäumt er nie, den Damen beim Aussteigen die Hand zu bieten; auch nimmt er stets sorgfältig Bedacht, daß sie bequem in den Schatten zu sitzen kommen, denn in der Regel führt er seine Angriffe am hellen lichten Tage aus. Nie hört man von ihm einen Fluch oder ein ungeschliffenes Wort; im Gegenteil zeigt er eine Art Ehrerbietung und eine sich niemals verleugnende, natürliche Höflichkeit. Zieht er einer Dame den Ring vom Finger, so setzt er wohl hinzu: „O, Sennora, eine so schöne Hand bedarf

keines fremden Schmucks.“ Und indem er den Ring sanft vom Finger herabgleiten läßt, drückt er auf die Hand einen Kuß, daß man, wie eine von ihm beraubte Dame sich ausdrückte, meinen sollte, der Kuß habe für ihn einen weit höheren Wert, als der Ring; denn den Ring nimmt er in einer Art von Zerstreuung, den Kuß läßt er lange auf der schönen Hand verweilen.“ — Man versicherte P. Mérimée, daß Jose Maria den Reisenden stets soviel Geld lasse, daß dieselben noch die nächste Stadt erreichen können, und daß er es nie jemandem abgeschlagen habe, ein Kleinod behalten zu dürfen, an das sich teure Erinnerungen knüpfen. Jose Maria war ein stattlicher junger Mann, schön gebaut, von offenem und heiterem Gesicht, mit perlenweißen Zähnen und ungemein ausdrucksvollen Augen. Seine Tracht war gewöhnlich die reiche und fleidsame Majortracht: Seine Wäsche war stets schneeweiß, und seiner Hände würde sich ein Pariser oder Londoner Elegant nicht zu schämen gehabt haben. Ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt, studierte er in Granada Theologie. Ein nächtliches Liebesabenteuer, bei dem ein Diener der Schönen schwer verwundet wurde, verwickelte ihn in eine Kriminaluntersuchung, und er floh nach Gibraltar. Dort verband er sich mit einem englischen Kaufmann zum Schleichhandel. Ein Konflikt mit den Zollwächtern, bei dem ihm alle Mantiliere weggenommen wurden, aber auch eine Anzahl von Soldaten auf dem Plage blieb, veranlaßte ihn, wie es die Spanier nennen, „in die Berge zu gehen“, das heißt, Räuber zu werden, wie das bei den Schleichhändlern häufig vorkam, und bald galt er dem andalusischen Volke als das Ideal eines Räubers, hauptsächlich wegen seiner Großmut, seiner Wohlthätigkeit und seines feinen Benehmens.

Bunte Blätter.

Spanischer Stolz. König Ferdinand VII. von Spanien, der Großvater des jetzigen Königs, war bekanntlich ein großer Cello-Künstler vor dem Herrn, nur daß er auch als Musiker dem Bewußtsein seiner persönlichen Würde nichts vergab. Als ihm einmal im Quartett der erste Geiger zurief, vier Takte zu warten, gab er die denkwürdige Antwort: „Für wen halten Sie mich? Ferdinand wartet auf niemanden!“

Delldruck. Von dem einst sehr bekannten Wiener Maler Canon, der namentlich im Porträtfach hervorragendes geleistet hat, wird folgendes Bonmot erzählt. Derselbe erhielt eines Tages in seinem Atelier den Besuch des in der Aristokratie wegen seines Reichtums nicht weniger als seiner Sparsamkeit bekannten Grafen J., der von dem Künstler die Anfertigung seines Bildes in Del wünschte. Nach längerer Diskussion, die sich auf die Größe des Bildes, die Zeit der Sitzungen und ähnliches bezog, kam Canon auf den Preis zu sprechen und nannte 400 Mark. „Die Hälfte ist genug, bester Professor, mehr gebe ich nicht,“ rief Graf J. Der Künstler machte darauf dem noblen Kunden eine Verbeugung und erwiderte: „Ich bedauere Herr Graf, Sie wollen den Preis drücken, aber — Delldruckbilder fertige ich nicht!“

Der Carneval mit seinen Maskeraden, der heut bloßes Vergnügen ist, war einst Religion. Bei der Geburt des neuen Jahres tanzen im hinteren Asien, im heiligen Lande Sybet, noch heut Tiermasken, zu Plassa, dem dortigen Rom, im Kloster Romu. Vorher geht das Fest der Austreibung der bösen Geister, bei uns die Geburt des Heilands. Das Hauptland der Maskeraden war im Altertum Aegypten, und dorthin scheint auch das Wort „Maske“ zu stammen. Maschet nämlich finden wir im Aegyptischen für „Keule“, die Keule aber, zur Pritsche des Hanswursts geworden, spielte die Hauptrolle bei jener Austreibung. Es gab nämlich der Sage nach eine Zeit, in welcher die guten Geister sich in allerlei Tiergestalten vor den bösen Gewalten bergen mußten, um nicht gänzlich von der Erde verdrängt zu werden. Auch in neueren Zeiten hat man sich unter mancherlei Masken stecken müssen, um über manches hinwegzukommen, aber die Keule blieb bei jeder Maskierung, und die Maskierten zogen sie in manchen Volksagen unvermutet hervor, wie auf der Tanzweise bei Aschersleben, wo der Arnsteiner seinen Lohn für den Jungfrauenraub empfing. Der Carneval ist eigentlich ein Erinnerungsfest an die düstere Zeit des Siegs der bösen Mächte, nachdem sie gestürzt sind. Auf diese Trauer, die nun vorüber, geht auch wohl das car, das auch in Char-Freitag, dem Todestag Jesu, vorhanden, während naval Bezug auf das Schiff nimmt, in dem die ägyptische Isis ihren gemordeten Osiris heimbrachte. Schiffe zog man noch im Mittelalter am Rhein unter großem Volkszulauf über Land nach Belgien, wo, wie in Aegypten, eine Göttin auf dem Schiffschnabel stehend verehrt wurde.

100 Prozent. In Dresden wurde die Oper „Die Königin von Saba“ von Goldmark gegeben. „Heute habe ich 100 Prozent verdient“, sagte ein wichtiger Rat, „ich kaufte einen Platz für zwei Silbermark und hörte vier Alte Goldmark.“

Wie man sich seiner Feinde erwehrt. Der geistvolle philosophische Schriftsteller Montesquieu war mit einem Kollegen, namens Bourdogne, in Zwistigkeiten geraten und befürchtete von der Charakterlosigkeit desselben allerlei Verdrüßlichkeiten. Kurz entschlossen veröffentlichte er daher folgendes: „Herr de Bourdogne und ich sind einander feind geworden; dem Publikum wird daher geraten, nichts von dem, was der eine dem anderen etwa böses nachsagen sollte, zu glauben.“ Diese Erklärung hatte die erwarteten Folgen. Um nicht der Lächerlichkeit zu verfallen, schwieg Bourdogne wohlweislich.

Der rettende Hunger. Es war am Nachmittage des 5. Januar 1791. Auf dem Ballgraben der befestigten Stadt Auxonne an der Saone liefen fünf Offiziere der Garnison Schlittschuh. Plötzlich erlärte der eine:

„Ich gehe nach Hause, mein Magen meldet sich.“ „Bleib noch eine halbe Stunde“, forderten ihn die Kameraden auf, „dann begleiten wir dich.“

„Nein, nein, mich hungert zu sehr.“ Er schnallte die Schlittschuhe ab und entfernte sich. Die andern liefen weiter. Da mit einemmal brach das Eis, und ehe Rettung zur Hand war, versanken die vier und extranken.

Der fünfte aber, den der Hunger nach Hause getrieben, war kein anderer, als — Napoleon Bonaparte, der spätere Kaiser der Franzosen.

Ein gewissenhafter Bezier. Der Schah von Persien beauftragte einst seinen Bezier, ihm eine Liste aller Narren in seinem Lande aufzusehen. Der Bezier gehorchte und an der Spitze des Verzeichnisses stand der Name des Schahs. Erzürnt fragte dieser, warum sein Name hier stehe, und der Bezier antwortete: „Weil du einen Rac (100 000 Rupien, 1 Rupie gleich 1,60 Mark) Männern anvertraut hast, welche du gar nicht kennst und sie tausend Meilen weit geschickt hast, um Pferde für dich einzukaufen; die Boten werden nie zurückkommen!“ „Aber nehmen wir an, sie kämen doch zurück?“ „Dann“, sagte der Bezier, „würde ich deinen Namen ausradieren und die Namen jener Männer dafür hinschreiben.“

Ein rasch Lebender war Ludwig II., König von Ungarn. Er wurde bereits in seinem zweiten Lebensjahre gekrönt; im vierten soll ihm bereits — ein Bart gewachsen sein. Im fünfzehnten Jahre heiratete er. Im Alter von 18 Jahren hatte er graue Haare. Mit zwanzig Jahren wurde er zu Mofacs getötet.

Gegen im Kriegsdienst. Während zur Zeit des trassiesten Gegenglaubens allen der Zauberer Verdächtigen Folter und Scheiterhaufen blühte, und von offizieller Anerkennung der magischen Künste nicht die Rede ist, macht jedoch das Engagement von vier renommierten Hexen anlässlich des Krieges zwischen Schweden und Dänemark, als Erich XIV. gegen Friedrich II. zog, von der allgemeinen Regel eine seltsame Ausnahme. Es wurde damals von dänischer Seite berichtet: „Der König von Schweden habe nicht vergessen, wider den König von Dänemark vier alte zauberische Weiber mitzuführen, die den Feind bezaubern sollten, daß sie gegen die Schwedischen nicht siegen, und ihnen keinen Schaden zufügen könnten: Dergleichen die in der Stadt sich nicht wehren, sondern dieselbe aufgeben müßten. Und soll ein Reuter des Grafen Günthers von Schwarzenburg eine von solchen Zauberinnen gefangen haben, welche solches bekannt und daß man rings auf dem Wege um die Straße in Sümpfen und Brunnen lang ausgezogene Fäden, gar weiß, daran viel hölzerne Kreuze und andere Characters gehangen, gefunden.“ — So berichtet eine alte Chronik und erzählt es Dr. Johann Jakob Bräuner in seinen „erörterten Ausrüstungen oder entlarvten teuflischen Aberglaube“ treulich nach.

Aneipp's Heilkräuter, sowie alle Spezialitäten und Artikel zur naturgemäßen Heil- und Lebensweise laufen Sie am sichersten besten und billigsten in dem dazu eigens eingerichteten Spezialgeschäft 1715

Aneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59,



Unterricht für Damen und Herren.

Lehrfächer: Schönschrift. Buchführung (einf., doppelte, u. amerikan. Correspondenz, Kaufmänn. Rechnen (Proz., Zinsen, u. Conto-Corren Rechnen, Wechselrechnung, Kontokunde, Stenographie, Maschinenschriften Gründliche Ausbildung, Rascher und sicherer Erfolg. Tages- und Abend Kurse.

NB. Neueinrichtung von Geschäftsbüchern, unter Berücksichtigung der Steuer-Selbsteinschätzung, werden discret ausgeführt. 2563
Heinr. Leicher, Kaufmann, langj. Fachlehr. a. groß. Lehr-Institut
Pulsenplan 1a. Barriere u. II. St.

Wasserdichte
Bettunterlagen.

Gesundheits-
Binden,
I. Qualität,
p. Dtd. 1 Mk.,
p. 1/2 Dtd.
60 Pfg.

chem. reine
Verbandsstoffe.

Irrigateure,

nach Professor Esmarsch,
complet mit Schlauch, Mutter- und
Clystier-Rohr
von Mk. 1.25 an.

Inhalations-
Apparate.

Grosse
Auswahl in
Suspensorien
Clystier-
Spritzen
von 60 Pf. an.

Leibbinden
in allen Preislagen.

Chr. Tauber, Artikel zur Krankenpflege.
499 Kirchgasse 6. — Telefon 717.

Hypothekentkapital 1. u. 2. Stelle auf Wohnhäuser (Stadt und Land), sowie in Städten (mit über 20,000 Einwohner), auch a. Industrieobjekte, Fabriken, Hotels u. zur 1. Stelle beschafft coulantest Senfal P. A. Herman, Wiesbaden, Emserstr. 45, (Spr. 12—2) oder Frankfurt a. M., Mainzerlandstr. 68. 780

COGNAC
Beste Marke
Herm. Jos.
Peters & Nachf.
KÖLN.
gegr. 1844.

Preis	* 1/1-Fl.	** 1-Fl.	*** 2-Fl.	**** 3-Fl.	***** 4-Fl.	fein alt	feinst sehr alt
	1.75	2.—	2.25	2.50	3.—	4.—	5.—
	1.—	1.20	1.35	1.50	1.70	2.20	2.70

Aerztlich empfohlen! 809
Künftig in allen durch Plakate kenntlichen Geschäften.

Das Immobilien-Geschäft von J. Chr. Glücklich

Wilhelmstrasse 50, Wiesbaden,

empfiehlt sich im An- und Verkauf von Häusern und Villen sowie zur Miete und Vermietung von Ladenlokalen, Herrschafts-Wohnungen unter coul. Bedingungen. Alleinige Haupt-Agentur des „Nordd. Lloyd“, Billets zu Originalpreisen, jede Auskunft gratis. — Kunst- und Antikenhandlung. — Telefon 2338.